

Das Märchen vom Del

Von Elias Kemp

„Es war einmal“ begann das Großmütterchen des Jahres 2034, räkelte sich kokett auf der Stahlfederbank, zog die silbergrauen, beige bestickten Seidenhosen über die tadellosen Beine, schüttelte die platinblonden Locken nach hinten und zündete sich eine Dauerzigarette an.

„Was heißt: Es war...? fragten die Kinder. — „Es war? Ach so, das ist eine grammatikalische Form, die heute im allgemeinen nicht mehr üblich ist“, antwortete Großmütterchen. „Aber Märchen haben nun einmal so anzufangen, das ist Tradition, und ich als Großmütterchen habe das Recht, traditionell zu sein, ihr überklugen Naseweise.“ Die Kinder waren aber nicht im mindesten eingeschüchtert — andererseits jedoch waren sie ziemlich gespannt, denn Großmütterchen erzählte sehr hübsche Anekdoten, die großes Gelächter erregten, wenn man sie in der Kindergarten weitererzählte. Im Grunde glaubte man Großmütterchen nicht, man hielt sie für ein heimliches Mitglied jener verborgenen Seite der „Dichter“.

Großmütterchen lutschte gedankenvoll an der Dauerzigarette. „Damals errichtete man aus Holz und Stahl große Türme und versenkte Meißel tief ins Innere der Erde, und wenn die Meißel ein genügend tiefes Loch gebohrt hatten, tat man Zementröhren hinein, und man bohrte immer tiefer — und plötzlich kam ein riesig hoher, schmutziger Strahl aus dem Leib der Erde. Und was da heraus kam, fing man ab, sammelte es in großen Becken und Kanistern, reinigte es, nannte es Del und verkaufte es.“

„Wozu, Großmütterchen?“ lachten die Kinder.

„Es war übrigens kein richtiges Del, Erdöl war es, Petroleum. Man brauchte es für langsam altmodische Fahrzeuge, Autos genannt, für Schiffe und Lampen — die Menschen waren noch sehr rückständig. Damals gab es auch noch Könige, sowohl solche, die über Länder regierten und manchmal eine richtige Krone trugen...“

Die Kinder bogen sich vor Lachen. „Ist ja ein Märchen!“ brüllten sie, „erstickten und erlogen!“

„Vielleicht —“ lächelte Großmütterchen mit mädchenhafter Milde. „Es gab aber auch Könige, die trugen keine Kronen, saßen in Büros, unterschrieben Briefe, sie waren selten auf den Titelbildern der Zeitungen zu sehen, obwohl sie hundertmal mächtiger waren als die Könige mit den Kronen. Für diese ungekrönten Könige arbeiteten damals alle andern Menschen...“

„Und nicht für sich?“ fragten die Kinder erstaunt. „Für sich arbeiteten sie auch,“ spannte Großmütterchen das Märchen weiter. „Die Könige gaben ihnen grad so viel, daß sie notdürftig leben konnten, schlecht essen, sich schlecht

kleiden, und noch schlechter wohnen.“ — „Und es gab keinen Senat, der das den Königen verbot?“ — „Die Könige ernannten Senat und Regierungen selber, daher waren Senat und Regierung den Vorkönigen sehr verpflichtet — ihr könnt euch denken, wie gerecht sie waren.“ Die Kinder grinsten voll Verständnis. Es war ein hübsches Märchen.

„Das Petroleum verwalteten zwei bis drei Könige. Sie lagen sich untereinander ständig in den Haaren, denn sie konnten und konnten nicht genug verdienen, obwohl sie das viele Geld, was sie verdienten, gar nicht verbrauchen konnten. So verrückt waren damals die Menschen. Die Könige veranstalteten Kriege, weil sie Märkte brauchten, um ihr Petroleum zu verkaufen...“

„Kriege?“ fragten die Kinder ungläubig. „Sie verprügelten sich also, die Könige?“

„Rein, die Könige veranstalteten Konferenzen. Kriege führten wieder die andern, die schlecht bezahlt wurden, und sie starben für das viele unnütze Erdöl.“

„Wie kann man für Erdöl sterben?“ fragten die Kinder. Das ging über ihr Verständnis.

„Rein, nein — die schlecht bezahlten glaubten, sie liebten sich für Vaterland und Freiheit und Gerechtigkeit und Moral tetschießen und vergasen — schreckliche Waffen hatte man damals.“

„Schön dumm müssen sie gewesen sein,“ sagten die Kinder weise.

„Warum sie auch,“ beställigte Großmütterchen. „Einer dieser Könige war schon uralt. Er hatte den Petroleumkumel von Anfang an mitgemacht. Er hatte ganz klein angefangen und sich ein Petroleumreich erbaut, das ein Drittel der Erde umfaßte. Und als er schon sehr alt war, sah er, daß da kein Sinn in seinem Leben gewesen war, und er begann, an Gott zu glauben...“

„Gott...?“

„Nun ja, so war man damals. Und er stiftete viel Geld für Kirchen und Universitäts-

itäten, aber er konnte sein Geld nicht mehr loswerden, es hing an ihm wie Pech und vermehrte sich immer mehr, und er erstickte beinahe in Geld, obwohl er sich in einem komisch blöden Spiel, wie ihr es nie spielen würdet, Bewegung zu machen suchte. Er schloß nämlich mit einem Schläger kleine Wälle von einem Erdloch zum andern, und wenn er sich photographieren ließ, dann nur beim Spielen, damit die Menschen glaubten, was für ein harmloser, kindischer Greis er wäre.“

Aber das half nichts. Er wurde doch krank vor lauter Ekel und Magenjammer —

„Krank?“ fragten die Kinder.

„Es gab viele Uebel, von denen die Menschen damals heimgesucht wurden. Manchmal starben sie daran. Aber der Alte wollte nicht sterben. Es war gewöhnt zu herrschen und zu kommandieren, und jetzt sollte einer kommen, der noch mächtiger war als er und ihn so einfach wegnehmen, als ob er nie gewesen wäre? Er sträubte sich dagegen. Und dann hatte er Angst, daß er etwas vergessen hätte in seinem Leben, und er hatte ja auch etwas vergessen vor lauter Geldschweifeln: Nämlich zu leben.“

Die Kinder schüttelten die Köpfe. Weiß der Senat! Die Alte gehörte wirklich zu den „Dichtern“, eigentlich müßte man sie anzeigen. Aber sie waren doch gespannt.

„In der geheimen Senatsbibliothek steht ein altes Märchenbuch. Da ist die Geschichte eines gewissen Königs David, der auch nicht sterben wollte. Er war schon fast und ganz zütrig, und da legte man ihm ein junges, blutwarmes Mädchen ins Bett... Aber der Petroleumkönig hielt nicht viel von der Heilwirkung der Frauen. Er ließ sich einen doppelwandigen Glaskasten bauen, der innen mit künstlich erwärmter Luft gefüllt war, und in diesen Glaskasten setzte er sich, damit er nicht mehr fröre und Angina hätte. Und von diesem Glaskasten aus, begraben bei lebendigem Leibe, beherrschte er sein Drittel der Welt, eine noch leise atmende Mumie...“

„Schon Schluß mit dem Märchen?“ fragten die Kinder. „Es muß doch alles vernünftig ausgehen.“

„Muß es?“ fragte Großmütterchen zurück. „Muß es wirklich? Damals dachten die Menschen noch nicht so vernünftig.“

„Aber wenigstens einen Schluß muß es doch haben, dein Märchen!“

„Der Schluß ließ leider etwas auf sich warten. Es kamen noch ein paar Kriege dazwischen, und die Menschen dezimierten sich beträchtlich — bis endlich der Rest der Lebenden auf den Gedanken kam, diese ungekrönten Könige abzusehen und ihr eigenes Leben selber in die Hand zu nehmen. Sie stürmten also den Palast dieses Königs, und sie fanden ihn in seinem Glaskäfig, ganz

Alte Kellner

Sie tragen immer blankgeputzte Schuhe, und ihre Nerven sind aus Stahl und Draht, doch dieses Bild der äußerlichen Ruhe ist jahrelanges Trainingsergebnis.

Sie leihen ihre Nerven allen Gästen und laufen Weltrekord — im Frack herum. So wird bei Jazzmusik und frohen Feiern das Restaurant zum Sanatorium.

Sie schufsten, bis sie glatt zusammenbrechen — der Herr Beschauer schmilzt den Totenschein — die Gäste unbekümmert weitergehen — und der Herr Chef stellt junge Kellner ein.

J. W.

starr und mit blöde glökenden Augen. Und sie wunderten sich sehr, daß sie für dieses Stück Leiche so viel Dummheiten gemacht hatten. Ja. Und da der König doch schon unter Glas

war, ließen sie ihn gleich drin und stellten ihn, wie er war, ins Museum für Altertumsfunde. Und wenn er nicht zerfallen ist, sieht er da heute noch."

Hübsches - leichtes Mädel...

Von Gerda Morberger

Herta war eine kleine Verkäuferin in dem großen Warenhaus in der Hauptstraße. Sie unterschied sich durch nichts von ihren Kolleginnen, war immer nett und hübsch gekleidet, wohlgefällig und hatte die Nägel modisch gepflegt. Auch einen bestergestellten älteren Freund hatte sie, vielleicht länger als alle anderen, vielleicht hatte sie ihren Hans auch ein bißchen lieber, als man füglich so einen Freund hat, den ja die meisten mehr als Auslieferungsstelle von Kleidern und Land, Konfekt und ein bißchen Crostif betrachteten. Aber dieser Unterschied war ihr gar nicht so bewußt und er kam auch sichtbarlich gar nicht zum Vorschein.

Hans war so an die Biergä, war Reisender einer großen Firma und machte den Eindruck eines soliden, anständigen Junggesellen.

Er hatte Herta wirklich lieb, er war stets freundlich und verlangte von ihr weder großes Verständnis für seine Sorgen, noch in der Liebe das Gebahren einer berufsmäßigen Kolonin. Waren beide gleich alt gewesen und in den gleichen ungünstigen Verhältnissen, so hätte man sie für ein ehrbares kleinstädtisches Brautpaar gehalten.

Aber eines Tages fuhr Hans fort und kam nicht wieder. Herta war sehr traurig, denn dieser Mann hatte ihr nie Unannehmlichkeiten bereitet, es hatte keine Eifersucht gegeben und es schien auch keine Frau da zu sein, die mit ihm das eheliche Lager teilte.

So verging ein Jahr. Bis auf ein paar ganz flüchtige Bekanntschaften hatte Herta es nicht vermocht, jemandem wieder Freundin zu sein, Geliebte zu spielen. Die Freundinnen lachten: „Ach, sie weint halt dem Hans nach und wird dabei alt.“ Aber sie neideten ihr die Jugend und die Frische, die sie sich eben in dieser geruhigen Liebe bewahrt hatte.

Eines Tages wurden ganze Abteilungen aufgelöst und man entließ die meisten Angestellten. Auch Herta sollte humpeln gehen. Das aber wollte sie um keinen Preis! Sie studierte die Anzeigen von A bis Z. Büro, Verkauf, Kinder-mädchen, Gesellschafterin. Halt — da ist was: „Einfaches, liebes Mädchen zu kräftlicher, jüngerer Dame in Provinzstadt gesucht.“ Herta schrieb an die Expedition. Nach fünf Tagen war eine Antwort da. Also Land in Tirol. Das ist ja recht weit. Aber die Dame schrieb so nett. Sie schickte sogar das Fahrrad mit. Die mühtige Vertrauen zu ihr haben.

Der wilde Wein rangte sich um die Holzpfiler des kleinen Bahnhofs. Der Stationsvorsteher reichte ihr die Hand; er mußte sie wohl für einen ganz späten Urlaubsstaat halten. Sie nahm den Koffer und verließ das Bahnhofgebäude. Draußen wartete ein Landauer. Herta sah auf die wildgezackten Berge, sie sah die Pferde und die Wagen auf den Stoppelfeldern, sie sah den weißlichen Wolken nach und hatte Heimweh nach Staub und Ruh und Häuserquadern. Sie war nie in der Natur gewesen.

Nach aber gewöhnte sie sich in ihr neues Leben. Frau Margret war ziemlich schwach und ging nicht viel umher. Meist lag sie auf dem

weißen Strohstiel und ließ sich von Herta vorlesen, die das weder schön noch richtig konnte. Aber ihre Stimme war frisch und natürlich, und das heiterte die einsame Frau auf.

In der letzten warmen Sonne saßen sie auch zuweilen auf der Terrasse und plauderten. Frau Margret schüttete ihr Herz aus. Ja, ein Kind hatte sie geboren, das nach wenigen Tagen starb. Sie war furchtbar zugerichtet worden, halb zerschritten, seitdem sie dahin. Ja und der Mann. Ein guter Mensch, ein herrlicher Mann, oh, sie liebte ihn. „Sehen Sie, er ist Reisender und fast nie hier. Das ist klar. In Land kann man nicht Geschäfte abschließen.“ Sie war überzeugt, daß er überall, wo er sich aufhielt, Freundinnen habe, irgendwelche kleine, hübsche, leichte Mädchen.

Herta wurde rot. Sie dachte an Hans. Der war auch Reisender gewesen. Kleines, hübsches, leichtes Mädchen.

Leichtes Mädchen? Gute Frau Margret, du trägst ein schweres Los. Aber ich habe acht Stunden gearbeitet, und das war auch nicht leicht. Und ich hätte einmal auch den Gusti lieber mögen, den armen Kerl von der Strawattenabteilung. Aber der hat sich ein reiches Mädel zur Freundin genommen, das ihm zu einem Motorrad verhalf. Ja, so was gab's und so ist sie, diese heutige Jugend. Und dann hat sie halt den Hans gehabt. Aber es war doch schön.

Herta antwortete nicht, sie streichelte die Hände der Frau.

Dann kam ein paar Viertelstunden später eine Drahtpost. „Heute abend kommt mein Mann, Fräulein Herta.“

„Willkommen im Heim“ stand altmodisch über dem Gittertor.

„Der Herr kommt“, flüsterte die Hausmagd. „Er kommt“, flüsterte der Kutcher.

Der Gatte betrat das abendliche Zimmer. Er stürzte zu dem Hauentel: „Liebe, liebe kleine Frau, Margret, mein gutes, armes Kind!“ Und er küßte sie lange und schmerzlich. „Ein Jahr“, flüsterte die Frau, „ein Jahr fast warst du nicht zu Hause.“

Der Mann erhob sich. Und fast wäre er zurückgewichen vor der Gestalt, die blah und aufrecht vor ihm stand. Mit liebreichem Nicken stellte Frau Margret vor: „Hans, Fräulein Herta ist ein lieber Mensch, so etwas habe ich mir immer gewünscht, um mich zu haben, sie ist die neue Gesellschafterin, weißt du.“

Herta verbogte sich leicht. Er reichte ihr die Hand. Zwei fenschikaste Hände lagen ineinander: „Das ist schön, Fräulein Herta, daß Sie es so gut — daß Sie so gut sind, mit meiner Frau.“

Und dann wurde das Nachtmahl aufgetragen. Frau Margret wandte ihre Augen nicht ab. „Lieber Hans“, jagte sie leise. Der wußte nicht, was er in seiner Verzweiflung tun sollte. Ruhig und still sah Herta das Abendbrot. Schenkte Wein ein. Da begann Hans die Stille zu zerbrechen. „Margretlein, erschrück, bitte, nicht. Ich — muß — ich bin nur auf der Durchreise, ich muß mit dem Frühzug wieder fort, morgen, nach Zürich.“

Die Frau erbleichte. „Hans! Das kannst du nicht tun! Hans, du mußt hier bleiben.“

Herta stand auf. „Bitte, darf ich mich zurückziehen?“

Die beiden Gatten gingen schlafen. Margret weinte. „Weißt du, Hans, wenn wir uns scheiden ließen, es wäre besser, dann habe ich eben keinen Mann. Schau, ich verstehe, daß du dir wo anders Mädels nimmst, ich verstehe, daß ich dir nicht alles sein kann, aber du sollst doch auch ab und zu hier bleiben, auch wissen, daß du irgendwo ein Heim hast, ein Kind hättest, wenn nicht...“

Der Mann wollte aufschreien. „Ich bitte dich um Himmelswillen, hör auf, Margret. Schau, das ist jetzt ein ganz großer Wurf, das Züricher Geschäft, und dann nehme ich mir zwei, vielleicht drei Monate Urlaub, Lieblich...“

Getröstet schlief Margret ein.

Beim Frühstück im hellen Balkonzimmer erschien Herta wie sonst, nett und adrett, mit dem hellen Haar und der kleidsamen Frisur. Einen Augenblick lang wunderte sich Frau Margret über die auffallend blasse Hautfarbe des Mädchens, dann aber trat Hans ein und sie schämte sich glücklich an ihn. „Hans, in einer Woche — ein Vierteljahr lang Urlaub!“ Der nickte und starrte entsetzt in das blasse, fast graue Antlitz des Mädels.

Man frühstückte, dann ließ Hans anspannen. „Ich muß fort, Liebste“, sprach er leise, „Leb wohl, Margret!“ Und er küßte sie wieder lang und innig auf die Stirn.

Sie weinte still und er ging zur Tür. „Auf einen Augenblick, Fräulein Herta.“ Margret lächelte durch Tränen. Ach, der Gute, jetzt hält er ihr einen Vortrag über meinen Gesundheitszustand und so weiter...“

Draußen sah Herta in ein erregtes wohlbesauntes Männerantlitz. „Herta, ich liebe dich wirklich, laß alles liegen und stehn, komm, komm, ich kann einen Posten in Malfutta annehmen, komm mit. Ich kann nicht hier bleiben. Ich bin schlecht...“

„Spare die Worte, Hans, du liebst mich vielleicht gar nicht so und du willst deine kranke Frau nicht mehr heiraten — also geh — geh nach Malfutta und sorge eben für sie.“

„Herta begreift du nicht, du sollst mit, du sollst mit mir kommen.“

„Nein, Hans, ich bleibe. Ich bleibe bei deiner Frau. Nicht dir zu liebe und nicht, weil ich edel bin. Ich habe deine Frau lieb gewonnen. Nach schnell und geh, denn ich kann dir deine Lüge doch nicht verzeihen.“

Hans küßte ihr beidseitig die Hand und ging.

Zu Wagen sah er das Bild: ein kleines Wiener Kaffeehaus. So ein paar kleine Verkäuferinnen sitzen an einem Tischchen. Die jüngste sagt ganz rot und zornig: „Und daß du's weißt, Mißi, lügen mag ich nun einmal wirklich nicht...“

Damals hatte er sie kennengelernt...“

Die Stärkeren

Es lebte da irgend in Wäerland ein Mann, der war bekannt für sein gutes Peitschenschwingen. Wenn er den Stiel zwei, dreimal um den Kopf gewirbelt hatte und dann die Spitze lospfeifen ließ, so fiel etwas Lebendiges um und hielt den Atem an für immer. Und der Mann im Wäerland war mächtig stolz auf seine Kunststücke und zeigte sie jedem, der nur wollte.

So fuhr er eines Tages von seinem Hof zur Stadt, seinen jüngsten Sohn bei sich, als

ein Frosch in ungefügen Sprüngen über den Weg hüpfte.

„Vater, ein Frosch! Würdet Ihr den wohl treffen?“

„Selbstverständlich!“ sagte der Mann aus Wärmiland und schon fauchte die Peitsche und Klatschte auf und der Frosch war gewesen.

Die beiden fuhren weiter. Da flatterte ein bunter Schmetterling neben dem Wagen her.

„Vater, ein Schmetterling! Würdet Ihr diesen wohl treffen?“

„Selbstverständlich!“ sagte der Mann aus Wärmiland, ließ die Peitsche sausen und spaltete den Falter mitten durch, so daß die beiden auseinandergetrennten Schmetterlingsflügel wie welke Mätter zu Boden trudelten.

So mußte diesen Morgen auf der Fahrt zur Stadt noch manches ahnungslose Geschöpf an die Peitschenknüttel des Mannes aus Wärmiland glauben: eine Maus, die den Kopf aus dem Loch steckte; eine Eidechse, die sich auf

einem Mandstein sonnte; ein Hase, der dicht über ihm die schwarzen Flügel schwang. Der Junge auf dem Wagen kam aus dem Staunen über seines Vaters mörderische Geschicklichkeit nicht mehr heraus.

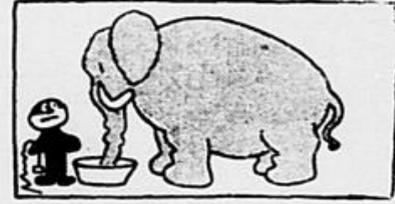
Jetzt fuhren sie an einem Bauernhof vorbei. Neben dem Hof war ein Garten, mit Blumen vollgeblüht bis zum Rand, und darin ein Bienenstand, aus dem gerade ein Jummenschwarz summte.

„Vater, die Bienen!“ rief der Junge. „Die vielen Bienen! Haut da mal rein mit der Peitsche!“

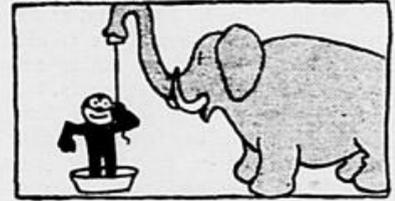
Da hob der Mann aus Wärmiland seine Hand mit dem Peitschenittel, aber nicht zum Zuhauen, sondern nur, um sich damit nachdenklich hinter seinem Zuhmannsohr zu kratzen und, zu seinem schlagvereiferten Jungen gewandt, der auf das Zuhauen wartete, sagte er:

„Ne, mein Jung, hier man lieber nicht. Wehste, da könnt' es mir schlecht bekommen, die Luders sind nämlich organisiert!“

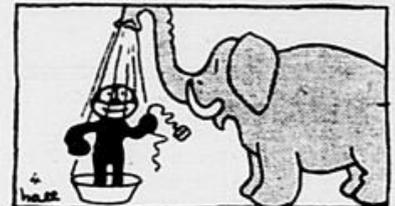
Das Brausebad



Trink aus, Jumbo!



Holt den Schlauch!



Stößel raus!

Zwerge und Riesen

Aus dem Abnormitätenkabinett der Natur

Die Natur gefällt sich mitunter in allerlei Abnormitäten. Von Zeit zu Zeit taucht in der Weltpresse die Nachricht auf, daß wieder einmal ein Kalb mit zwei Köpfen oder ein anderer Viersfüßler mit nur drei Hüften geboren wurde. Dicht Meldungen sind allerdings unverbürgt. Aber zuweilen schafft die Laune der Natur auch Menschen, die man als abnorm bezeichnen kann. Sie sind entweder Zwerge oder wahre Riesen, besitzen oftmals einen Körperumfang, der sozusagen nicht mehr menschlich ist, oder aber zeichnen sich auf irgendeine andere Art und Weise aus.

Vor etwa sechs Monaten erschien in dem französischen Oise-Departement in Estrées Saint Denis vor der Affentierungskommission ein wahrer Riese. Den Riesen wollte man unter den Maßstab stellen. Aber dies gelang nicht. Der Kopf des Militärpflichtigen ragte nämlich, trotzdem die Latte auf den höchsten Grad eingestellt wurde, noch immer 3 Zentimeter hervor. Nun bestieg der Riese die Waage, aber auch sein Gewicht konnte nicht festgestellt werden. Die Waage erwies sich als zu schwach.

Die Affentierungskommission kam nach langer Beratung, als sie diese beiden mißlungenen Versuche sah, zu dem Beschluß, daß der junge Mann für den Militärdienst untauglich sei, denn dem französischen Staat kann man nicht zumuten, einen 2 Meter 3 Zentimeter langen Menschen einzufleiden und für seinen Gebrauch ein extra Zeit anzufertigen.

Der lustige Zufall wollte es nun, daß am selben Tage vor der Affentierungskommission in Straßburg ein anderer Riese erschien, der nur 1 Meter 16 Zentimeter groß, also einer der winzigsten französischen Männer war. Natürlich wurde auch dieser kein Soldat. Aber, die Mütter berichteten von diesem seltsamen Zusammentreffen. Ein Impresario witterte ein gutes Geschäft, ludte die beiden auf und bald wurden sie mit einem recht hohen Gehalt engagiert.

Solche Zwerge und Riesen kommen zu jeder Zeit vor. Einer der berühmtesten Riesen der alten Zeit war Walter Passag, der Fortier des englischen Königs Jakob I., der die Kleinigkeit von 2,34 Meter maß. Einen eigenartigen Rekord stellte auch Maximilian Müller auf, der als 55jähriger noch 2 Zentimeter wuchs. Er maß 256 Zentimeter. Vor etwa 50 Jahren lebte in London ein Ire namens Patrick

O'Brien, der die unglaubliche Länge von 2,88 Meter hatte. Dieser vorjüdisch-neuzeitliche Riese pflegte seine Zigaretten an den Straßenslaternen anzuzünden. Den Größenrekord hielt aber der Oesterreicher Franz Winkelmeier, der im Jahre 1909 in London als 24jähriger starb. Er wollte eben aus einem Einspanner aussteigen, erhob sich in seiner ganzen Größe und sank plötzlich wie vom Blitz getroffen auf den Sitz zurück. Sein Kopf hatte die elektrische Leitung berührt.

Auch von vielen berühmten Zwergen weiß der Chronist zu erzählen. Einer der berühmtesten unter ihnen war John Worrenburgh, der nur 104 Zentimeter groß war. Dieser lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts und hielt sich für gewöhnlich in Holland auf. Eines Tages wollte er ohne jede Begleitung die Heimreise nach London antreten. Aber dies ging nicht so einfach. Er war nämlich ohne fremde Hilfe nicht imstande, die Trittbretter des Eisenbahnwagens zu besteigen. Er mußte wie ein kleines Kind heraufgehoben werden. Der Zwerg setzte sich aber in den Kopf, dies allein zu tun. Als es jedoch nicht ging und die Umstehenden zu lachen begannen, packte ihn eine solche Verzweiflung, daß er auf die Straße rannte und sich unter eine fahrende Straßenbahn warf.

Den kleinsten Zwerg der Welt besitzt wohl Budapest. Der heute 55 Jahre alte Joli, übrigens ein ausgezeichnete Artist, ein Späsmacher ersten Ranges, mißt nur 98 Zentimeter. Das kleine Männlein, mit einem riesengroßen Kopf und einem winzigen Körperchen, ist in der ungarischen Hauptstadt eine stadtbekannte Erscheinung. Er pflegt um 12 Uhr mittags spazieren zu gehen und den schönen Frauen eifrig den Hof zu machen. Diese lassen sich dies gern gefallen, denn Joli ist nicht nur der kleinste Mann der Welt, sondern auch ein Mensch voll Humor und Witz.

Zu den abnormalen Erscheinungen gehören auch die Menschenkolosse. Wiegt ein Mensch über 100 Kilo, so ist er schon sehr dick. Aber, es gibt auch menschliche Geschöpfe, die das Zweifache und Dreifache, ja sogar das Mehrfache dieses Gewichtes, haben. Zahlreiche solche Menschenkolosse wurden im Laufe der Jahre von den Wissenschaftlern beobachtet. Hier eine kleine Blütenlese dieser interessanten Fälle.

Monsieur Marechal Dupont aus Liège maß 2 Meter und wog 257 Kilogramm. Da er ein

wohlhabender Mann war, ließ er sich ein einstöckiges Haus bauen und richtete sich dieses ganz nach seinem eigenen Bedarf ein. Er verließ das Haus während zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal, und als er im Jahre 1884 das Zeitliche segnete, mußte das Haus erweitert werden, damit man den recht umfangreichen Sarg herausbringen konnte. Der Engländer Bright, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebte, wog noch mehr. Sein Körpergewicht betrug nicht weniger als 280 Kilogramm. Er starb als 21jähriger infolge Herzverfettung. Den Zeitigkeitsrekord hält aber zweifellos der Amerikaner Daniel Lambert, der ein Körpergewicht von 1100 Pfund hatte. Dieser Koloss produzierte sich bei Warmen, und es wurde ihm ein eigener Wagen aus Eisen, von vier Pferden gezogen, gebaut. In der Arena wurde er von vier kräftigen Männern getragen, denn gehen konnte der Koloss keinen Schritt. Er verpeiste tagtäglich etwa 30 Eier, 12 Pfund Fleisch und noch einiges dazu. Die dicke Frau der Geschichte war Lady Wheeler aus Warwickshire, die im vorigen Jahrhundert lebte. Als 60jährige wog sie nicht weniger als 257 Kilogramm.

Die Geschichte kennt auch viele Männer, die eine geradezu anormale Kraft besaßen. Der kanadische Aktor Wilhelm Ehr konnte ein Gewicht von 1719 Kilogramm mit Leichtigkeit anheben. Er trug auf seiner Hand ein Podium mit 20 Menschen. Georg Soptmann, ein Uhrmacher aus Philadelphia vermochte sogar mit einem Gewicht von 1536 Kilogramm die Birrusarena zweimal zu durchqueren. Die stärksten Zähne besaß der Engländer Mac Tophon aus Liverpool. Er konnte mit seinen Zähnen einen 500 Kilogramm schweren Fisch in die Luft heben.

In London erregte kürzlich ein 61 Jahre alter Mann namens Charles Harrison ungeheures Aufsehen. Charles stand eines Tages an einer Straßenecke und begann zu dem größten Gaudium des Publikums, sein Mittagmahl zu verspeisen. Dieses Mahl schaute recht eigenartig aus. Er aß in schneller Reihenfolge: ein halbes

Pfund Kohlenpulver, ein halbes Pfund Sägespäne, 6 Zigaretten und 2 Stearinkerzen. Dann nahm er aus seiner Tasche ein Glas hervor und sah auch dieses Glas auf.

Sein Gebaren rief einen regelrechten Straßenauflauf hervor. Schließlich wurde der „Straßmenschen“ auf die Polizeiwache geführt. Er wurde vor den Polizeirichter gestellt. Und nun kam das Absonderlichste.

Es stellte sich heraus, daß Charles Harrison, seines Zeichens nach ein kleiner Handelsangestellter, oftmals das unwiderstehliche Verlangen nach solchen „Lederbissen“ fühlt. Bisher tat er dies nur in seiner Behausung, nun wollte er aber mit seinem noch nie dagewesenen Magen auch Geld verdienen, eine Artistenkanone werden. Und dieses sein Ziel hatte er auch erreicht. Ein Londoner Bierhaus engagierte ihn sofort mit einer Miesengage. Nun darf er, ja muß er, jeden Tag Stearinkerzen und Glas essen. Charles Harrison wird jetzt übrigens auch von einigen Wissenschaftlern untersucht, die das Geheimnis dieses menschlichen Straßmagens ergründen wollen. Leo Barth.

Dies und das

Im Zoologischen Garten bei San Diego in Kalifornien sind ganz eigentümliche Klettertürme für Steinböcke, Gemsen und andere Bergziegenarten errichtet worden. Die Türme sind sehr hoch und steil und mit vielen größeren und kleineren Vorsprüngen versehen. Unten in den Türmen befinden sich die Ställe. Diese Türme sind im Still der Häuser gebaut, in denen die Urbevölkerung Westamerikas vor Jahraufenden wohnte.

Als Käufer von verdorbenen Eiern treten besonders die Fabrikanten von photographischen Papieren auf, aber auch die Ledergerbereien benutzen Eier in ungeheuren Mengen, und zwar werden nur die Eidotter benutzt, die dem Leder die gewünschte Glätte geben. Besonders Enteneier werden hier bevorzugt. Eine große Handfabrik verbraucht jährlich etwa achthunderttausend Eier.

Der Maulwurf arbeitet in der Regel in der Nähe der Oberfläche und die Maulwurfhaufen werden da aufgeworfen, wo er einen guten Vorrat an Würmern und sonstiger Nahrung findet und sich eine Höhle anlegt, in der er ausruhen will. Die Kaninchen dagegen graben viel tiefer und benutzen ihre Wohnungen jahrelang. Da die Gräben so tief liegen, werden an der Oberfläche meist keine Spuren sichtbar.

Die Brille wurde vor etwa 700 Jahren erfunden, und zwar gemeinsam von dem großen Gelehrten Roger Bacon, der ja auch das Vergrößerungsglas erfand, und einem in Florenz lebenden Mönch.

Wespenstiche sind besonders gefährlich, wenn sie der Nacken, das Gesicht, die Zunge oder die Kehle treffen.

Die großen Geschirreinigungsmaschinen können in einer Stunde 2000 Gläser und 2500 Keller reinigen, sterilisieren und auch trocknen.

Seiteres

Der Herr Bankdirektor. Zum Direktor einer im vergangenen Jahr vielgenannten österreichischen Bank wurde kürzlich der Leiter eines kleinen Tiroler Kreditinstitutes ernannt. Der neue Herr sitzt in seinen Prunkräumen, als ihm ein biederer Parteigenosse (Selmwehler) aus

der Heimat gemeldet wird. „Du hast's aber schön hier,“ sagte der Besucher, „was machst denn eigentlich da den ganzen Tag?“ — „Ich?“ antwortete der Gewaltige. „Ich amtier' halt; stell' Beamte ein, entlass manche, unterschreib', und so vergeht schon der Tag.“ — „No,“ sagte der andere, „Geschäfte machst auch?“ — „Geschäfte, Geschäfte! Bin i denn a Jud?“

Baron Mucki verirrt sich in Wien in einen der Armeelei-Bezirke und begegnet einem Mann, der sich mühselig mit einer großen Standuhr auf dem Rücken abschleppt. „Sie,“ ruft ihn Mucki an und zeigt auf seine Armbanduhr, „das ist praktisch!“

Zwei Berufe. „Ihr Beruf, Herr Rechtsanwalt,“ sagt der Arzt, „ist ja nicht besonders angenehm. Er macht ja meist keine Engel aus den Menschen!“ — „Ja, lieber Herr Doktor, da leistet Ihr Beruf allerdings mehr!“

Wo sah sie? „Du hast gestern Abend mit Herrn Schmitt auf der Gartenbank geessen?“ fragte der Vater die Tochter, „die Bank war frisch gestrichen, da werdet ihr schön voll Farbe geworden sein!“ — „Ich nicht — nur Herr Schmitt!“

Schaubude. „Wo ist denn die Dame ohne Unterleib hingegangen?“ — „Zum Schuhmacher, um sich bei dem Grippeveter Doppelsocken unter die Schuhe machen zu lassen.“

Dialog. „Die Sorgen nagten an meinem Verstand.“ — „Na, die werden bald verhungert sein.“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetznitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 178

Von Johann Berger †, Graz. (Sammlung „Spielbücher“)

Schwarz: Kd4, Spb2, Bb6, b7, e5. (6)



Weiß: Kb5, Dc2, Spb4, Bf2. (4)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 175: Lb3-c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Lösel Richard, Hochdöbern; Hieke Josef, Fritsch Anton, Friedrich Rudi, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Krauspenhaar Arno u. Herrmann Rudi, Eulau-Merzdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebler Emil, Tetschen (Ld5, e6, f7 geht nicht wegen T-c8!); Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Grimmer Emil, Katharinaberg (auch Nr. 174); Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Bittner Richard, Kerschlagel Josef und Anton, Neubert Anton, Fuchs Hans, sämtlich Klein-August; Triltsch Gustav, Wisterschau; Valter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Mildorf Adolf u. Döhnert Max, Tischau; Blaha Anton und Tattermusch Ernst, Janegg.

Der ängstliche Zahnarzt. Zu einem Zahnarzt kommt eine Dame mit einem ungewöhnlich großen Mund. „Na, na, weiter brauchen Sie den Mund nicht aufzumachen,“ sagt der Arzt. — „Ja, dann kommen Sie aber doch gar nicht mit der Zange hinein.“ — „Doch, mit der Zange schon, aber ich persönlich will drauhen bleiben.“

„Wieviel Stunden schlafen Sie täglich?“ fragte der Arzt.

„Täglich ungefähr vier bis fünf“, sagte der Patient.

„Das ist aber viel zu wenig! Und damit kommen Sie aus?“

„Tagsüber ja. Nachts schlaf ich dann noch acht bis neun Stunden.“

Partie Nr. 53.

D a m e n g a m b i t

Gespielt 1928/29 durch Korrespondenz in einem Fünferkampf.

Weiß: A. Wasner, München.

Schwarz: O. Dankert, Kiel.

1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 e7-e6
3. Sb1-c3 c7-c6

Schwarz versucht durch Zugumstellung den Gegner zu irritieren.

4. e2-e4! Lf8-b4
5. Lf1-d3 Sg8-f6?

Es mußte unbedingt d5xe4 geschehen und dann erst Sg8-f6.

6. e4-e5!

Der zwingende Zug, welcher das bessere Spiel schafft.

6. Sf6-d7

Diesen Zug darf man nicht tadeln, denn auf Se4 folgt 7. Dg4, Sxc3, 8. a3, Lf5; 9. bxc3 mit besserer Stellung für W.

7. a2-a3

Dieser Zug ist Tempoverlust, denn der Tausch ergibt sich schließlich von selbst. (Siehe die Abhandlung der Indischen.)

7. Lb4xc3
8. b2xc3 d5xc4
9. Ld3xc4 e6-c5?

Scheinbar ein guter Sprengungsplan, aber er läßt die eigene Sicherheit außer acht. Es sollte zuvor 0-0 geschehen. Allerdings ist Schwarz immer stark überspielt, denn dem Weißen steht der ganze Königszügel offen.

10. Dd1-g4!

Von diesem Zeitpunkt an hat Schwarz fast nur noch Zwangszüge.

10. Ke8-f8
11. Sg1-e2 Sb8-c6
12. 0-0 Sc6-e7

Der Königszügel gebraucht dringend Hilfe.

13. Se2-g3 c5xd4
14. c3xd4 Sd7-b6
15. Lc4-d3 Se7-g6

Schwarz droht jetzt Txe5, was leicht zu widerlegen ist. Die Schwäche auf d4 ist keine, weil Schwarz sie nicht genügend bedrohen kann.

16. Lc1-g5! Dd8-e8

Natürlich nicht Sxe5 wegen 17. dxe5, Dxd3; 18. Td1 usw. Auch Dd5 war wegen Le4 nicht gut, weil Bauer d4 nicht geschlagen werden darf.

17. Sg3-e4 De8-a4

18. Lc5-e3

Weiß hat Zeit und vermeidet alle Komplikationen; z. B. 18. Sd6, Sxc5; 19. Df4, Sd5; 20. Dxe5, f6 und Schwarz konnte sich vielleicht noch herauswindeln.

18. Sb6-d5
19. Dg4-f3 Sg6-h5?

Tempoverlust, doch Schwarz ist in Verlegenheit. Man sucht vergeblich nach besseren Zügen.

20. Df3-h5 Sb4-g6
21. Se4-d6 Kf8-g8?

Hier sollte f7-f5 versucht werden, doch Rettung ist auch dann nicht möglich.

22. Ld3-b5

Auch Sxf7 erzwingt den Gewinn.

22. Dg4-a5
23. Lb5-e8!

Schwarz gibt auf.

Der Eröffnungsfehler im fünften Zuge hat den Verlust verschuldet.

Entnommen der D. Arb.-Schachzeitung 1923/XI.